



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Andre Leser dieser Zeilen werden selber eine Erzieherin im Hause haben oder vielleicht gerade an die Annahme einer solchen denken. Wer von diesen Lesern schon gewohnt ist, der Erzieherin einen anständigen Gehalt zu geben, oder auch erst für die Zukunft dazu fest entschlossen ist, für den gilt das hier gesagte nicht. Wer sich aber nach dem herrschenden Zuge der Zeit oder etwa auf das Drängen der in dem oben erwähnten Familienjournal vielleicht sehr belesebenen Frau Gemahlin eine recht billige Erzieherin schon angeschafft hat oder anschaffen will, der möge doch an das schon angeführte ernste Wort denken, daß der Arbeiter seines Lohnes wert sei, und freiwillig, wenn auch die Frau schwer daranwill, der armen Erzieherin einen höhern Gehalt zahlen. Das wird sich sicher lohnen, und vielleicht hilft es sorgfältig verborgene, aber darum nicht weniger fühlbare Not in unerwarteter Weise lindern.

⊗



Litteratur

Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Von F. Warncke. Mit einem Titelbilde von E. Döpfer d. J., 21 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. Berlin, F. A. Stargardt, 1890

Welchen Zweck diese kostspielige Veröffentlichung hat — ihr Preis ist dreißig Mark —, haben wir uns vergeblich gefragt. Es ist ja bekannt, daß in frühern Zeiten, namentlich vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die hübsche Sitte bestand, daß man sich in seine Bücher, vorn auf die Innenseite des Deckels, ein in Holz geschnittenes oder in Kupfer gestochenes Bücherzeichen einklebte. Man brachte auf diesem Bücherzeichen sein Wappen an, umgeben von allerhand Zier-
raten, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert traten an die Stelle der Wappen oft Sinnbilder, dazu kamen Sprüche, entweder Wahlsprüche oder Sätze, in denen die Besitzer andeuteten, wie sie es mit dem Verleihen der Bücher halten wollten, endlich auch der Name des Besitzers, eine Jahreszahl u. a. Selbst große Meister, wie Dürer, Cranach, Burgkmaier, Beham u. a., haben es nicht verschmäht, für Bücherfreunde solche Bücherzeichen zu entwerfen. Es giebt ihrer in allen Größen, vom kleinen, nur wenige Zentimeter hohen Blättchen bis zum Folioblatt; ja manche Bücherbesitzer ließen sich ein- und dasselbe Zeichen in verschiednen Größen anfertigen für die verschiednen Buchformate, für Folio, Quart, Oktav u. s. w. Mit dem Verfall von Kunst und Kunstgewerbe am Ausgange des vorigen Jahrhunderts starb auch dieser kleine Kunstzweig ab, an die Stelle der Bücherzeichen trat überall die gemeine Stempelung des Titelblattes, die sich leider fast auf allen öffentlichen Bibliotheken bis auf den heutigen Tag erhalten hat und die Bücher verunziert, zumal jetzt, wo die Bücherausstattung sich wieder bedeutend gehoben hat und der geschmacklose Stempel — neuerdings womöglich farbig ins Buch gequetscht, rot oder violett! — nun umso unangenehmer auffällt. Wenn also der Verfasser des vorliegenden Werkes dazu anregen wollte, daß man in dem Aufschwunge, den das Kunstgewerbe in den letzten fünfzehn Jahren fast auf allen Gebieten genommen hat,

auch diesem Zweige wieder seine Teilnahme zuwende, daß die Bücherfreunde, die auch an der rein gewerblichen Seite des Buches, am schönen Druck, am schönen Einband wieder ihre Freude finden, auch mehr noch, als es schon geschehen ist, die hübsche Sitte des Bücherzeichens wieder einführen, so war das gewiß sehr dankenswert. Aber dieser Zweck hätte sich doch durch ein paar anregend geschriebene, mit guten Abbildungen versehenen Aufsätze in einigen verbreiteten Zeitschriften erreichen lassen. Das vorliegende Werk muß also noch einen andern Zweck verfolgen, und das thut es denn auch. Wie es nämlich scheint, hat sich die Sammelmuth neuerdings auch auf die Bücherzeichen geworfen. Wo sich in alten Büchern welche eingeklebt finden, werden sie herausgeweicht und als besondres Kaufobjekt in den Handel gebracht. Damit die Sache ein gelehrtes Mäntelchen bekomme, bezeichnet man sie, einer Geschmacklosigkeit der Antiquare folgend, mit dem Kunstausdruck *Exlibris* (ein *Exlibris!* die Mehrzahl müßte dann nach der Analogie von *Omni-bus* *Exlibris* heißen) und betreibt nun diesen neuen Sport, der weder ein rein heraldisches, noch ein wirklich künstlerisches, noch irgend welches wissenschaftliche Interesse hat, mit der ernststen Miene der Wissenschaft. Für solche Sammler soll das vorliegende Werk ein grundlegendes Handbuch bilden.

Sollte es wirklich schon so viele Bücherzeichensammler geben, daß ein Werk, wie das vorliegende, ein Bedürfnis wäre? Nun gesetzt, ein solches Bedürfnis läge vor, dann wäre doch wohl die Hauptanforderung, die an ein solches Werk zu stellen wäre, möglichste Vollständigkeit. Der Briefmarkensammler — man verzeihe den Vergleich, er liegt aber zu nahe! — will in seinem Album doch alles verzeichnet haben, was überhaupt vorhanden ist, damit er sehen kann, was er hat und was ihm fehlt. Der Herausgeber unsers Buches aber sagt selbst in einer Anmerkung auf Seite 4: „Es ließe sich vielleicht ein doppelt so starkes Verzeichnis deutscher Bücherzeichen als das vorliegende herstellen, wenn jemand Gelegenheit fände, in andern großen Sammlungen und Bibliotheken denselben nachzugehen und einen Verleger ausfindig zu machen, welcher die erheblichen Druckkosten aufwenden möchte.“ Außerdem ist dem Buche ein Zettel vorgeklebt, worauf der Herausgeber das Bekenntnis ablegt, daß er „schon jetzt eine nicht geringe Anzahl von Bücherzeichen besitze, welche in das vorliegende Werk nicht mehr aufgenommen werden konnten,“ und um Unterstützung bei der Bearbeitung eines zweiten Verzeichnisses bittet. Bei diesem offenen Bekenntnis brauchen wir unsererseits die Unvollständigkeit nicht noch besonders zu betonen. Es mag ja Zufall gewesen sein, aber es ist Thatsache, daß wir von sechs Bücherzeichen, die uns zufällig in der Erinnerung waren, drei vergebens darin gesucht haben, unter andern das des Herausgebers des *Sachsenspiegels*, Christoph Zobel, ein Blatt in Folio mit der Darstellung eines Gerippes und einem Spruche, der beweist — und es ist das nicht der einzige dieser Art —, daß die sanften *Sibi et amicis, Non mihi, sed aliis* u. ähnl. durchaus nicht so ausschließlich üblich waren, wie der Herausgeber glaubt; auf Zobels Bücherzeichen steht:

Cara mihi valde librorum cura meorum
Nec numero ex omni est, quo caruisse velim.
His tamen et licet acceptis utantur amici,
Restituant sumptos sed sine labe mihi!*)

*) Ein Bücherfreund des vorigen Jahrhunderts, F. L. Verlach, hatte auf sein Bibliothekszeichen die Warnung stechen lassen: *Mancipio meus est, usu hic liber, ut omnia mea, amicorum. Nisi tamen intra XIV dies commodatum reddiderint illaesum atque immaculatum, alio tempore: non habeo, dicam.*

Der Herausgeber hat sich auf die deutschen Bücherzeichen beschränkt, von denen er über drittehalb tausend aufzählt und beschreibt — zum guten Teil wohl seine eigne Sammlung. Den Versuch, diesem Verzeichnis eine Art von kunstgeschichtlicher Einleitung voranzuschicken, hätte der Verfasser unterlassen oder wenigstens vor dem Druck jemand zur Durchsicht geben sollen, der scharf denken und deutsch schreiben kann. Der geringe Stoff, der auf diesen 20 Seiten zusammengestellt ist, läßt sich kaum unbeholfener anordnen, als wie es hier geschehen ist. Schon auf der ersten und zweiten Seite hilft sich der Verfasser mit Wendungen weiter, wie: Beachtenswert ist hierbei die Thatsache . . . Es muß noch erwähnt werden . . . Es verdient hier erwähnt zu werden u. s. w. Dabei stolpert man fortwährend über logische und grammatische Verstöße, wie: „Das Bücherzeichen Michel Behaims ist von 1509 datirt; ein anderes dieser Familie zeigt zwei Schilde,“ oder: „Zwei bezw. [so dieses bezw.!] mit und ohne Helmschmuck versehene Bücherzeichen“ u. ähnl. Der Verfasser scheint ein großer Heraldiker zu sein; auf der letzten Seite des Buches sind nicht weniger als elf heraldische Werke von ihm aufgeführt. Wenn aber die Herren Heraldiker unter einander alle so schreiben, dann sind wir froh, daß wir ihre Bücher nicht zu lesen brauchen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wir könnten uns einen Fall denken, wo die Beschäftigung mit den Bücherzeichen wirklich einem wissenschaftlichen Zwecke dienen könnte. Es wäre denkbar, daß es ein Interesse gewährte, ein Urtheil über die jetzt in alle Winde zerstreute ehemalige Bibliothek eines Gelehrten etwa aus dem sechzehnten Jahrhundert zu gewinnen. Hätte er ein Bücherzeichen geführt, das bekannt wäre, so ließe sich mit dessen Hilfe vielleicht ein Teil seiner Bücher wieder zusammenbringen, in einem Verzeichnis natürlich. Aber um dies zu ermöglichen, wäre doch vor allem eins nötig: daß man die Bücherzeichen in den Büchern ließe und nicht einem zwecklosen Sport zuliebe herauslöste. Hierum möchten wir gebeten haben!

Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Von Lic. theol. Dr. Wilhelm Koppelmann, Religionslehrer am Realgymnasium zu Lippstadt. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1890

Kant stimmt mit dem Christentume überein in der Anerkennung des persönlichen Gottes und seiner Vorsehung, sowie der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen, in den Grundsätzen der Sittenlehre, in der Aufstellung des Reiches Gottes als des Zieles der irdischen Entwicklung des Menschengeschlechtes und in der Annahme des „radikalen Bösen“; dagegen giebt er die Glaubenssätze von der Erlösung, von der Gottheit Christi und von der Kirche nur in rationalistisch abgeschwächter Fassung zu. Koppelmann legt zuerst jene Übereinstimmung dar und sucht dann nachzuweisen, daß Kant nicht nötig hatte, in den übrigen Stücken von der Kirchenlehre abzuweichen, da sich auch diese Glaubenssätze nach der Kantischen Methode, die sich „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hält,“ sehr wohl aus den von Kant zugegebenen Grundwahrheiten ableiten ließen. Der erste Teil der Schrift befriedigt durchaus und wird segensreich wirken; er läßt sich im Religionsunterrichte der Oberklassen des Gymnasiums sehr gut verwenden. Mit dem zweiten Teile, der über Kant hinaus der lutherischen Orthodoxie, wenn auch einer milden und gemäßigten, zustrebt, dürfte der Verfasser bei andern Leuten so wenig Erfolg erzielen, wie bei dem Rezensenten, der schon das „radikale Böse“ nur sehr bedingungsweise zugiebt. Die Religionsphilosophen pflegen sich ganz besonders oft des Fehlers schuldig zu machen, den Herbart den Philosophen über-

haupt zum Vorwurfe macht, daß sie ihre subjektiven Erfahrungen verallgemeinern und sich einbilden, darnach die ganze Menschheit beurteilen zu können. Nicht allein das Kind und der Wilde, sondern auch der gewöhnliche zivilisierte Mensch findet in seinem Innern, wenn er überhaupt etwas findet, ganz andre Dinge als der Philosoph, der noch dazu sich oft nur einbildet, dies und das gefunden zu haben, weil er es bei seinem Meister gelesen hat. Daß sich z. B. Gott der Vernunft nur als heiligen, nicht als gütigen offenbare, wie der Verfasser behauptet, ist ganz gewiß nicht wahr; erscheint doch den meisten gläubigen Menschen die Güte als ein wesentlicher Bestandteil der Heiligkeit, sodaß sie sich aus der Gnade oder Ungnade eines nicht gütigen Gottes, eines Wesens, das schlechter wäre, als sie selbst sind, gar nichts machen würden. In der bessern Würdigung der Kirche hat Koppelman gegen Kant unzweifelhaft recht; doch liegt hier die Schuld nicht daran, daß Kants „Blick für historische Verhältnisse“ nicht klar genug gewesen wäre, sondern daran, daß es im vorigen Jahrhundert noch keine allgemeine Geschichte, am wenigsten eine Kirchengeschichte gab, die diesen Namen verdient hätte. Das Büchlein zeichnet sich durch Klarheit und eine bei religionsphilosophischen Schriften ungewöhnliche Frische aus; auch die Sprache ist schön, abgesehen von „diesbezüglich“ und andern kleinen Schöplingen des radikalen Bösen.

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebestind, 1890

Von allen „Sonderlingen,“ die uns Heinrich Seidels geschäftige Phantasie vorgeführt hat, ist Leberecht Hühnchen der beliebteste geworden, und zwar darum, weil er ein so rechter Sonderling gar nicht mehr ist, sondern im verdichtenden Spiegel der Kunst viele typische Charakterzüge des modernen Deutschen im mittlern Bürgerstand aufweist, und weil er überall als eine Gestalt voll Wahrheit empfunden wird.

Das Rückgrat der ganzen Seidelschen Poesie bildet der Gegensatz zwischen dem Kulturleben in der Großstadt und dem Leben auf dem Lande, in der freien Natur. Zwischen den endlosen steinernen Häuserreihen bewegt sich das Kopf und Herz verzehrende Dasein des Großstädtlers, selten eröffnet sich auf einem der großen Plätze der Ausblick auf einen weiten Horizont. Die engen Gassen gewähren nur den Anblick eines kleinen Stückes vom blauen Himmel; einen Regenbogen in seiner ganzen Pracht und Ausdehnung bekommt ein Berliner Kind nie zu sehen. Wohl sind Alleen und Gärten mitten in das steinerne Meer gepflanzt, aber: „diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen“ steht überall geschrieben, zum freien Gefühle der Natur gelangt man dabei nicht. Daher das gerade in den Großstädten leidenschaftlich gepflegte Touristentum, denn als vollen Menschen fühlt man sich doch nur der Natur gegenüber, die Kultur und Überkultur läßt uns dieses für unsre seelisch-gesunde Entwicklung unentbehrliche Gefühl nur zu sehr vermissen.

Diese Sehnsucht des Großstädtlers nach dem Genuß der Natur, das Gefühl des Gegensatzes zwischen Berlin und dem Lande davor erfüllt die Seele der Seidelschen Muse, und daher ihr großer Erfolg, so eng in künstlerischer Beziehung ihre Grenzen auch gezogen sind. In „Leberecht Hühnchen“ hat Seidel den richtigsten Ton für diese allgemeine Gemütsstimmung gefunden: den humoristischen. Leberecht ist doch, wie die große Mehrzahl seiner Verehrer, durch Beruf und Pflicht an die Großstadt gebunden, er verdankt ihr die Möglichkeit, sich selbst und seine Familie zu erhalten. Er ist aber auch ein zu gesunder Mensch, um zu dieser Kulturwelt, deren Glied er ist, sich in ein geradezu feindliches Verhältnis zu stellen, und so entsteht

die humoristische Stimmung aus der Ergebenheit in eine Notwendigkeit und der Freiheit des Geistes über ihren Zwang. Er fügt sich in die Bescheidenheit seiner Einkünfte, er beneidet niemand um seine reichern Gelder, er hat den größten Schatz in sich selber: die Fähigkeit, zufrieden zu sein. Mit der seltensten Gabe ist er von Natur oder von Gottes Gnaden ausgestattet, nämlich mit der Gabe, von allen Dingen die bessere, die beste Seite zu sehen; er ist instande, sich den Käfig, in dem er sitzt, durch seine guten und lustigen Gedanken zu vergolden und also dem Schicksal, worüber sich die andern in unfruchtbarem, unseligem Troß verzehren, ein Schnippchen zu schlagen. Er ist in der Zeit allgemeiner Unzufriedenheit ein weißer Mabe. Dabei darf man ihn jedoch beileibe nicht für einen naiven Schwachkopf oder gar für einen Narren halten; er ist im Gegenteil klüger als Tausende von Unzufriednenen, die ihn umgeben. Er erfüllt schlicht und treu seine Pflicht im Amte und beglückt seine Familie zu Hause durch den Sonnenschein seines Gemüts. Ein Durchschnittsmensch ohne Genie, hat er doch fortwährend ideale Bedürfnisse, ideale Freuden, ideale Tätigkeit. Er hat ein geringes Einkommen und kann sich nur eine sehr kleine Wohnung gönnen; aber er findet in der Enge Platz für alles, was der „Kulturmensch“ braucht, und wäre es auch nur auf einem fußbreiten Raum. Er ist einer der selten gewordenen Menschen, die in Eintracht mit der Natur leben; wenn ihm ein Kind geboren wird, tanzt er seinen jubelnden „Indianertanz.“ Jede Spur von Weltsehmerz ist ihm fern.

Die durchschlagenden Erfolge dieser Figur sind wieder ein Beweis mehr dafür, daß die Menschen in der Dichtkunst die Gestaltung dessen, was sie sein wollen, mehr lieben, als die noch so eindringlich zergliedernde Darstellung dessen, was sie im Wirrsal des Lebens, im Kampfe um das ganz gemeine Dasein gewöhnlich sind. So eine idyllisch ideale Figur wie Leberecht Hühnchen entspricht der Innerlichkeit des deutschen Durchschnittsmenschen in Wahrheit mehr, als die von Häßlichkeit und Schmutz starrenden Bilder der Naturalisten. Seidel ist sich dessen übrigens vollkommen bewußt, und gelegentlich macht er selbst eine feine literarische Bemerkung, wenn er seinen Leberecht einen „Johann, den muntern Seifensieder“ nennen läßt; nur freilich ist Leberecht ein reicher und männlicher gewordener Vetter von ihm geworden.

So viel zur allgemeinen Charakteristik. Wie Seidel nun in der zwanglosesten Weise die Geschichte Hühnchens bis in seine Großvaterzeit führt, ist allerliebste. Es sieht fast so aus, als hätte der Dichter schon bei dem ersten, 1880 geschriebenen Kapitel diese Fortsetzung im Auge gehabt, so organisch schließen sich die einzelnen Stücke an einander. Handlung giebt es freilich auch in dem neuesten Buche Seidels nicht viel; die Erfindung von Handlungen ist ja nie seine starke Seite gewesen. Aber die einzelnen Situationen sind so warm und wahr beschrieben, daß alle Welt bei diesem Polterabend, diesem Festessen, dieser Hochzeitsreise, dieser Taufe u. s. w. im Hause Leberecht Hühnchens ein getreues Bild der bürgerlichen deutschen Gegenwart finden wird. Die schon bekannten Figuren des Majors ohne Pointe, des Doktors u. s. w. kehren vermehrt wieder und gewinnen uns aufs neue ein behagliches Lächeln ab. An Seidels Kunst bewahrheitet es sich, daß echte Poesie auch im kleinsten Rahmen erhebend und erfreuend wirkt.

M 27

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig